

Die Arbeiterjugend als soziale Gruppe

Die Behauptung, es gäbe den „Arbeiter“ oder die „Arbeiterjugend“ als ökonomisch-soziale Gruppe nicht mehr, ist nur sehr bedingt richtig. Selbstverständlich gibt es den „Arbeiter“ - wir wollen hier dieses Wort der Kürze halber als *pars pro toto* gebrauchen - so wie er zwischen den beiden Weltkriegen, um die Jahrhundertwende, in der Mitte- und schließlich zu Beginn des 19. Jahrhunderts bestand, nicht mehr. Aber das ist doch eine Binsenwahrheit! Genau das gleiche läßt sich von dem „Akademiker“, dem „Unternehmer“, dem „Kapitalisten“, aber auch der „Hausfrau“, dem „jungen Mädchen“ sagen. Hinter dieser ganzen Frage steht der Streit, ob man typisieren darf. Und wenn, bis zu welchem Grade „idealtypische“ Modelle dem jeweiligen „Realtypus“ entsprechen. Es kann hier nicht auf diesen sich über Generationen erstreckenden Disput eingegangen werden. Wenn man aber nun idealtypologisch von dem „Arbeiter“ spricht, muß man sich zunächst über den Aussagewert dieser Feststellung klar sein. Ein solcher Begriff will besagen, daß es diesen Typus eben nicht in sämtlichen Exemplaren der betrachteten Gattung, soziologisch: der untersuchten Gruppe, gibt, daß es ihn auch nicht zu jeder Zeit in gleicher Häufigkeit gibt, daß er außerdem niemals in Reinkultur auftritt. Man muß hierbei stark zwischen Wesensmerkmalen und Äußerlichkeiten, zwischen dem „Essentiale“ oder der „Natura“ und den äußeren Begleitumständen, dem „Habitus“, unterscheiden. Diese erkenntnistheoretisch notwendigen Voraussetzungen scheinen in der bisherigen Diskussion zu wenig beachtet worden zu sein. Gemeint sind diese Feststellungen durchaus im Sinne von *Götz Briefs*¹⁾, der im Jahre 1925 schrieb: „So viel scheint uns gewiß, daß ‚Proletariat‘ mehr und mehr zu einem Gattungsbegriff verblaßt, der Artbegriffe von sehr differenten Lebensanschauungen und Wertbildern, Lebenslagen und Lebensschicksalen umschließt ... Nach formalen Kriterien läßt sich sein Allgemeinbegriff bestimmen, aber seine soziologische Erfassung muß heute schon in idealtypischen Begriffsgebilden die Mannigfalt der Erscheinungen zu meistern suchen.“

Das ist wortwörtlich auch für den modernen Arbeiter festzustellen. Eine Aufgabe der Soziologie ist, die heutige Wesensart des Arbeiters aus der Fülle der differierenden Erscheinungen herauszuschälen. Geschieht das mit der nötigen Sachkenntnis, d. h. mit hinreichender Kenntnis der Sachverhalte, der tatsächlichen Zusammenhänge, dann wird man wahrscheinlich finden, daß es sehr wohl einen „jungen Arbeiter“ und eine „Arbeiterjugend“ gibt wie es „den“ Arbeiter als Berufsstand, als Arbeiterklasse, als soziale Gruppe schlechthin gibt. In dieser Hinsicht ist u. a. auch das sonst sehr löbliche Unterfangen der Verfasser von „Arbeiterjugend — Gestern und Heute“²⁾ nicht gelungen. Urteile wie: „Mit ‚Arbeiter‘ . . . läßt sich heute keine soziale Wirklichkeit mehr beschreiben“ oder „eben weil der Arbeiter als einzelner und als Angehöriger einer sozialen Gruppe sich gewandelt hat, läßt sich heute nicht mehr von einer ‚Arbeiterkultur‘ sprechen“, sind falsch; das letzte — um dies hier vorwegzunehmen —, weil es niemals eine *Arbeiterkultur* gegeben hat, höchstens eine *sozialistische*. Und auch diese wurde nur von einigen wenigen Avantgardisten des Sozialismus praktisch versucht, für die meisten war sie lediglich ein schönes Ideal und allenfalls eine propagandistische Forderung. Der Arbeiter wollte — genau wie dies an vielen Stellen von den Verfassern für den heutigen jungen Arbeiter betont wird — nur dem bürgerlichen Vorbild nachstreben, wollte — zumeist unbewußt — außerhalb seiner Arbeitsstätte, besonders sonntags und in Vergnügungstätten, genau wie die sozial Bessergestellten auftreten, wollte sich „verbessern“, beruflich und sozial aufsteigen. Der Wunsch des Aufstiegs ist aller Jugend gemeinsam; auch der junge Akademiker, der junge Bauer, der junge Industrielle wollen „höher hinaus“. Es ist

1) Götz Briefs, Das gewerbliche Proletariat, im „Grundriß der Sozialökonomik“, Bd. IX.

2) Arbeiterjugend — Gestern und Heute. Sozialwissenschaftliche Untersuchungen von Heinz Kluth, Ulrich Lohmar, Rudolf Tartler. Herausgegeben und eingeführt von Helmut Schelsky, Verlag Quelle u. Meyer, Heidelberg 1955, 350 S., 21,— DM.

nicht zu ersehen, warum in aller Welt der Drang zum Aufstieg gerade nur für den heutigen jungen Arbeiter typisch sein soll. Man impliziert hier ein allgemeines Merkmal, macht aus einem Generale ein Spezifikum, womit aber auch nicht das geringste bewiesen ist.

Wenn man — sagen wir einmal — um 1900 oder 1910 herum jemanden gefragt hätte, was für einen Beruf er ausübe, so hätte man als Antwort bekommen: Schlosser, Dreher, Fräser, Weber, aber niemals „Arbeiter“. Das war schon immer so. „Arbeiter“ war ein Begriff und ein Wort, das fast ausschließlich nur von Nichtarbeitern, also als literarischwissenschaftliche Bezeichnung, gebraucht wurde. Auch die Gewerkschaften, deren Sprachgebrauch doch in diesem Zusammenhang von größter Bedeutung ist, verwenden das Wort „Arbeiter“ fast nur in Zusammensetzungen, wie „Hilfsarbeiter“, „Lagerarbeiter“, „Landarbeiter“.

So wird z. B. in den Verbandssatzungen des „Zentralverbandes der Maurer“ im Jahre 1891 vom „Bauarbeiter“ im Unterschied zum „Maurer“, „Steinhauer“, „Zimmerer“ und „Dachdecker“ gesprochen, ein Beweis, daß — worüber man sich bei den heutigen jungen Arbeitern wundert — selbstverständlich der Gelernte und Angelernte nicht „Arbeiter“ schlechthin ist. Daß in den Fragebogen so häufig geantwortet wurde, „Arbeiter“ sei ein Mensch, der nichts gelernt hat, ist nach dem Gesagten schon erklärt. „Arbeiter“ ist seit je der „Hilfsarbeiter“ — und der hat eben nichts gelernt. Diese Antwort hätte man auch schon vor 50 Jahren eindeutig bekommen. Als das Dritte Reich das Arbeitsbuch einführt, wurde in diesem — und auch sonst überall, wo beschäftigungsstatistische Angaben verlangt wurden — nach dem „gelernten Beruf“ und nach der „zur Zeit ausgeübten Tätigkeit“ gefragt, weil eben damals im Zusammenhang mit der großen Wirtschaftskrise viele nicht im „erlernten Beruf“ beschäftigt waren. Das hat entscheidend dazu beigetragen, daß die meisten Menschen Beruf gleich angelernter Arbeit setzen. Nebenbei ist die Frage nach dem Beruf vieldeutig. Es dürfte jedem Fachgelehrten schwerfallen, genau zu definieren, was eigentlich „Beruf“ ist, weil es ebenso viele Interpretationsmöglichkeiten gibt, als Betrachtungsweisen vom Standpunkt der verschiedenartigsten wissenschaftlichen Fachgebiete möglich sind.

Wir können also feststellen: „Arbeiter“ wird und wurde von den Beteiligten immer nur als Fachbezeichnung gebraucht. Vom „Arbeiter“ als sozialer Schicht sprachen — und sprechen — die „anderen“. Allerdings nennt sich auch der klassenbewußte Sozialist seit je gern Arbeiter, ja „Proletarier“, auch dann, wenn er vielleicht gut verdienender geistiger „Arbeiter“ ist, um seine Solidarität mit den breiten Massen der Handarbeiter zu betonen. In diesem soziologischen Sinne haben die Arbeiter von sich aus — als Arbeiterstand gesehen — das Wort nie gebraucht. Wenn sie es taten, taten sie es eben als Sozialisten, Marxisten oder Syndikalisten. Und hier scheint uns einer der Hauptfehler der zeitgenössischen Untersuchungen zu liegen. Man macht sich von der Vergangenheit ein falsches Bild. Das Dritte Reich hat auch die Kontinuität der geistigen Tradition unterbrochen, hat eine derartige Lücke gerissen, daß die Enkel sich heute die Welt ihrer Großeltern nicht mehr vorstellen können. Die Söhne und Töchter, die noch in der Vorstellungswelt ihrer Eltern groß werden sollten, liegen zum Teil in den Massengräbern des zweiten Weltkrieges und kamen in den Konzentrationslagern um; oder sie sind damals als junge Menschen „gleichgeschaltet“ worden und „lernten Nationalsozialismus“. In der Vergangenheit war die Vielgestaltigkeit innerhalb der Arbeiterschaft im wesentlichen dieselbe wie heute, wenn selbstverständlich auch der Differenzierungsprozeß inzwischen weitere Fortschritte gemacht hat. Das aber führt nur zu gradweisen Verschiebungen und nicht zu einem strukturellen Andersgeartetsein, wie man heute vielfach vorschnell annimmt. Man muß in diesem Zusammenhang beachten, daß die äußeren Lebensumstände zum großen Teil Gesinnung und Haltung beeinflussen. Der Arbeiter von heute steht, da er unter anderen politischen, gesellschaftlichen und vor allem ökonomischen Umständen lebt als der Arbeiter der früheren Jahrzehnte, auch zu Gesellschaft und Staat, zu sich selbst,

zu seinem Standort im öffentlichen und privaten Lebensbereich subjektiv anders als früher. Das bedeutet aber nicht, daß er nicht mehr als eine besondere Schicht, als eine von den anderen unterschiedene soziale Gruppe betrachtet werden muß.

Niemals haben alle, ja noch nicht einmal die Mehrzahl der Angehörigen sozialer Schichten ihre Gruppenzugehörigkeit verstandesmäßig klar erkannt. Zumeist besteht die Zugehörigkeit zu einer sozialen Gruppe nur in einem passiven „So — sein“. Das Gruppenbewußtsein muß erst geweckt werden. Gruppengeist wird anerzogen. Er kann folglich auch zum Schwinden gebracht werden. Das ist der große, wenn auch vorübergehende Erfolg des Nationalsozialismus, daß er dem deutschen Volke durch suggestive Dauerpropaganda und durch rigorose Unterdrückung gegnerischer Meinungsäußerungen in Presse, Literatur und Vortrag die Illusion der „Volksgemeinschaft“ als totalitäre Geistes- und Gefühlshaltung aufzwang, wobei gleichzeitig andere soziologische Begriffe, wie Proletariat, *Arbeiterklasse*, Klassenbewußtsein usw., diffamiert und als Blendwerk nicht-arischer Verführer gebrandmarkt wurden. Durch diese Schule sind doch viele der heute lebenden Generation gegangen, vor allem viele wohl auch gerade von denen, an die sich die soziologischen Fragesteller wenden. Das darf man nicht übersehen, zumal doch heute — genau wie früher — die Schulen fast keine Erkenntnisse von den wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen vermitteln.

Das Bewußtsein der eigenen Sozialsituation entsteht also nicht von selbst. *Eduard Bernstein* erwähnt in der „Neuen Zeit“³⁾, daß der wirkliche Arbeiter „eine gewisse Zeit der Abstraktionskraft“ braucht, „bis er sich völlig in die Denkweise desjenigen Proletariats hineinlebt, den die Theorie unterstellt . . . Er nimmt sie leichter an als die Angehörigen anderer Gesellschaftsklassen, weil sie eben seiner Klassenlage entspricht.“ So wichtig es ist, wenn in soziologischen Untersuchungen festgestellt wird, daß bei vielen — vielleicht bei den meisten — jungen Arbeitern von heute dies Bewußtsein ihrer Klassenlage fehlt, sowenig richtig ist die hieraus gezogene Schlußfolgerung, daß deswegen eine besondere Situation des jungen Arbeiters nicht bestünde. Vor allem auch scheinen uns die vielen Hinweise völlig abwegig, daß der junge Arbeiter die Verbesserung seiner Lebenslage wünscht — und nicht „die Besserung der Lage der Arbeiterklasse“. Dazu noch einmal *Bernstein*⁸⁾: „Das persönliche Verlangen des einzelnen Arbeiters ist in seinem wirtschaftlichen Leben prinzipiell vom persönlichen Verlangen des einzelnen Bourgeois nicht unterschieden. *Beide wollen eine möglichst gesicherte und angesehene Existenz genießen.*“ *Friedrich Albert Lange* schreibt 1865 in seiner „Arbeiterfrage“⁴⁾: „Jetzt will der Arbeiter nicht nur *gleich seinen Mitbürgern* sich in einem anständigen Anzug zeigen, sondern er will auch außer seinem Arbeitsgewand einen guten Rock haben . . . ein äußeres Symbol seiner Menschenwürde.“

Freilich hatte der Arbeiter noch vor wenigen Jahren kein Motorrad, war zumeist auch auf der Straße durch seine Kleidung von den Bessergestellten zu unterscheiden, was nach *Kluth*⁵⁾ und anderen heute nicht mehr der Fall sein soll. Wir bezweifeln die Richtigkeit dieser Feststellung. In den Zeiten des Berufsverkehrs kann man den Arbeiter in den öffentlichen Verkehrsmitteln sehr wohl auf den ersten Blick erkennen. Wenn heute der gutbezahlte Facharbeiter und der junge Arbeiter, der zu Hause nur wenig abzugeben braucht, in vornehmer Kleidung ausgeht, so liegt das eben an der besseren Entlohnung. Früher war das auch schon so, wie man bei *Adolf Weber*⁶⁾ nachlesen kann: „Der junge unverheiratete Arbeiter kann sich Lebensgenüsse leisten . . . der ältere und der jüngere Arbeiter sind fast differierende Schichten geworden.“

Von der „Verbürgerlichung“ des Arbeiters wird schon seit Jahrzehnten als von einer sattsam bekannten Erscheinung gesprochen. So hatte man denn auch durchaus nicht die

3) Zitiert nach Eduard Bernstein, *Zur Theorie und Geschichte des Sozialismus*, Band I, Berlin 1904.

4) F. A. Lange, *Die Arbeiterfrage*, Kröners Volksausgabe, Leipzig o. J., S. 70.

5) *Arbeiterjugend — Gestern und Heute*, a.a.O.

6) *Adolf Weber*, „Der Kampf zwischen Kapital und Arbeit“, Tübingen 1921.

Vorstellung von der Lohnlage des Arbeiters, wie sie Kluth den früheren Forschern unterstellt. Es dürfte im Jahre 1955 bei der Unsumme das Gegenteil beweisender Veröffentlichungen früherer Jahre nicht mehr vorkommen, daß jemand schreibt: „In der wirtschaftstheoretischen Literatur des 19. Jahrhunderts — so auch bei Marx —, aber auch noch bis zum zweiten Weltkrieg hin verstand man unter ‚Existenzminimum‘ die Erhaltung der physischen Existenz, d. h. die für die Erhaltung der Arbeitskraft unbedingt notwendigen Subsistenzmittel!“ Im 4. Kapitel vom „Kapital“ heißt es: „Der Wert der Arbeitskraft gleich dem jeder anderen Ware ist bestimmt durch die zur Produktion, also auch Reproduktion dieses spezifischen Artikels notwendige Arbeitszeit.“ Und einige Sätze weiter: „Der Wert der Arbeitskraft ist der Wert der zur Erhaltung ihres Besitzers notwendigen Lebensmittel.“ Nun aber kommt das Entscheidende: „Die natürlichen Bedürfnisse selbst, wie Nahrung, Kleidung, Heizung, Wohnung usw. sind verschieden je nach den klimatischen und anderen natürlichen Eigentümlichkeiten eines Landes. Andererseits ist der Umfang sog. notwendiger Bedürfnisse, wie die Art ihrer Befriedigung, selbst ein historisches Produkt und hängt daher größtenteils von der Kulturstufe eines Landes, unter anderem auch wesentlich davon ab, unter welchen Bedingungen, und daher mit welchen Gewohnheiten und Lebensansprüchen, die Klasse der freien Arbeiter sich gebildet hat. Im Gegensatz zu den anderen Waren enthält also die Wertbestimmung der Arbeitskraft ein *historisches und moralisches Element*.“

Hier ist doch deutlich Raum für „ein Minimum an zivilisatorischem Komfort“, den Kluth als erkenntnismäßiges Novum präsentiert. *Friedrich Engels* schreibt⁷⁾: „Die durchschnittliche Lohnhöhe ist gleich der Summe der notwendigen Bedarfsgegenstände, die zur Erhaltung des Arbeitsvolks in einem bestimmten Lande *entsprechend dem in diesem Lande üblichen Lebensstandard* hinreichend sind. Dieser Lebensstandard kann für verschiedene Schichten der Arbeiter sehr verschieden sein.“ Womöglich hatte sich die frühere Literatur an *Ferdinand Lassalle* und dessen Formel vom „Ehernen Lohngesetz“ orientiert. Abgesehen davon, daß die Sozialdemokratie im „Erfurter Programm“ 1890 das „Ehernen Lohngesetz“ abgelehnt hatte, spricht auch Lassalle in seinem „Offenen Antwortschreiben“, genau wie Ricardo, von den Unterhaltsmitteln, die *gewohnheitsmäßig* zur Fristung der Existenz notwendig sind. Die Vorstellung, daß der Arbeiter auf das physische Existenzminimum angewiesen sei, hat in Kreisen der Wissenschaftler und gebildeten Sozialisten, Gewerkschafter usw. nie bestanden. Unter Annahme einer solchen Irrlehre wäre ja jede gewerkschaftliche Lohnpolitik von vornherein Unsinn gewesen! Diese Verkennung — fast möchte man sagen: der Intelligenz und wissenschaftlichen Befähigung der Generation von gestern geht Hand in Hand mit einer schiefen Einstellung zu den uns hier interessierenden Sachverhalten, woraus dann falsche Schlußfolgerungen gezogen werden.

Das verwundert um so mehr, als die richtige Erkenntnis auch deutlich ausgesprochen wird. So schreibt Kluth⁸⁾ sehr richtig: „Es soll nicht bezweifelt werden, daß es in der Zwischenkriegszeit innerhalb der ‚arbeitenden Jugend‘ mehr oder minder starke Gruppen mit einem ausgeprägten Klassenbewußtsein gab, aber hierbei handelte es sich offensichtlich doch vor allem um die organisierte ‚Arbeiterjugend‘, die zahlenmäßig gesehen eine kleine Minderheit darstellte.“ Genauso war es — und so mußte es sein. Wenn diese Einsicht durchweg als tragende Voraussetzung beachtet worden wäre, dann hätte man mit leichter Mühe einsehen können, daß sich gar nicht so vieles geändert hat. Die Gesellschaft hat keine wesentliche, sondern nur eine graduelle Strukturwandlung durchgemacht. Es hat den Anschein, daß das Schema des Aufbaus der kapitalistischen Gesellschaft nach wie vor prinzipiell das gleiche ist wie in der Vergangenheit. Selbstverständlich ist es weit mehr gegliedert und schwieriger zu durchschauen als früher.

7) In der Wochenzeitung der Trade-Unions „The Labour Standard“ vom 21. Mai 1881 in einem Aufsatz „Das Lohnsystem“, zitiert nach „Friedrich Engels: Artikel aus The Labour Standard“, J. H. W. Dietz Nachf., Berlin 1947, S. 9.

8) In dem Abschnitt „Das Klassenbewußtsein der ‚Proletarischen Jugend‘“, a.a.O.